

tholischen Ökumeniker auf die Suche nach einer Wahrheit im jüdischen Traditionsverständnis setzen, die er bisher noch nicht hinreichend berücksichtigt hat und deren Zur-Geltung-Bringen einen innerchristlichen Konsens befördert. Ähnliches ist denkbar beim Problem von Glaube und Werken⁵⁴ oder der Parallele zwischen Eucharistieverständnis und »der jüdischen Auffassung der wirklichen Anwesenheit Gottes, der Shechinah, in Zeichen und Bundesmahl«.⁵⁵ Mutatis mutandis das Gleiche gilt für die Nähe zwischen protestantischem Verständnis des allgemeinen Priestertums und dem jüdischen Verständnis vom priesterlichen Charakter des Volkes Gottes.⁵⁶

Dass die zwischenkonfessionellen alten Streitfragen im christlich-jüdischen Kontext einen neuen Aspekt erhalten, ist evident. In *welchem* neuen Licht sie dabei näherhin erscheinen, wird das christlich-jüdische Verständnis noch an den Tag bringen müssen. Dass dieses Licht ein *helles* und *gutes* sein wird, darf man mit Fug und Recht hoffen. So können Plädoyer und Prognose mit der These schliessen: Es kommen mit der Aufnahme des christlich-

jüdischen Dialogs nicht nur neue Probleme auf die ökumenische Theologie zu, sondern auch ein Angebot und ein Potential zur Lösung bisheriger Probleme.⁵⁷ Insofern steckt »Karl Barths ökumenisches Testament«⁵⁸, welches er 1966 den Mitgliedern des Vatikanischen Einheitssekretariates hinterliess –, bei allem Charakter der Mahnung – voller Verheissung: »Die ökumenische Bewegung wird deutlich vom Geiste des Herrn getrieben. Aber wir sollen nicht vergessen, dass es schliesslich nur eine tatsächlich grosse ökumenische Frage gibt: unsere Beziehungen zum Judentum.«⁵⁹

⁵⁷ Ähnlich H.-J. Kraus, Kirche und Synagoge, in: K. von Bismarck / W. Dirks (Hg.), Neue Grenzen. Ökumenisches Christentum morgen 1, Stuttgart 1966, 66–72, 68 und C. Thoma, Einführung, in: ders. (Hg.), Judentum und christlicher Glaube, Wien 1965, 9–18, 16 f.

⁵⁸ So überschrieb K. G. Steck seinen Beitrag in: E. Klinger (Hg.), Christentum innerhalb und ausserhalb der Kirche, Freiburg 1976 (= QD 73), 232–246. Nach ihm besteht Barths ökumenisches Testament in dessen Hinweis auf die Kirche des Aufbrechens, Umkehrens und Bekennens, in die Barth ausdrücklich die römische Kirche einbezieht. Demgegenüber sehe ich Barths ökumenisches Testament im mahnenden Hinweis darauf, »dass es schliesslich nur eine tatsächlich grosse ökumenische Frage gibt: unsere Beziehungen zum Judentum«. Meine hier nicht näher zu entwickelnde Gegenthese lässt sich begründen aus Barths Schrift Ad Limina Apostolorum, Zürich 1967, 33, 39 f.; aus Barths Brief vom 5. 9. 1967 an F.-W. Marquardt (in: K. Barth, Gesamtausgabe. V. Briefe – Briefe 1961–1968, Zürich 1975, 419–423) sowie aus Barths Textvorlage für die Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Evanston von 1954, die mit dem Satz endet: »Das Problem der Einheit der Kirche mit Israel ist das erste Problem der ökumenischen Einigung« (zitiert nach: P. Démann, Israel in Evanston, in: FR VIII/1955, Nr. 29/32, 25–30).

⁵⁹ Zitiert nach C. A. Rijk, Das gemeinsame Band (Anm. 55), 44; vgl. ders., L'Oecuménisme et le dialogue, in: SIDIC 1 (1968), Heft 3, 14–17, 17.

⁵⁴ Vgl. dazu die Beiträge in: R. Brunner (Hg.), Gesetz und Gnade im Alten Testament und im jüdischen Denken, Zürich 1969.

⁵⁵ So C. A. Rijk, Das gemeinsame Band. Die Bedeutung der jüdisch-christlichen Beziehungen für die Einheit der Christen, in: Bibel und Kirche 29 (1974) 42–44, 44. Zum Begriff der Schechina vgl. J. Maier, Geschichte der jüdischen Religion (Anm. 2) sowie G. Scholem, Zur Kabbala und ihrer Symbolik, Frankfurt 1973 (= stw 13), bes. 140–156, 193–202. Zur Frage eines jüdischen »Sakramentsverständnisses« vgl. J. Maier, Thora, Lex und Sacramentum, in: Miscellanea Mediaevalia 6 (1969) 65–83.

⁵⁶ Vgl. die in Anm. 39 genannten Titel.

4 David Flusser zum 60. Geburtstag

Eine fragmentarische Biographie

Von Professor Dr. Clemens Thoma

Am 15. September 1977 wird Dr. David Flusser, Professor für Religionswissenschaft an der Hebräischen Universität Jerusalem (Spezialgebiet: Zeit des 2. Tempels, Neues Testament), seinen 60. Geburtstag feiern können. Der Freiburger Rundbrief will schon vorzeitig mit roten Rosen aufwarten, damit auch andere Freunde, Schüler und Verehrer des Jubilars auf dieses Ergebnis aufmerksam werden.

Professor Flusser hielt im Wintersemester 1975/76 Gastvorlesungen an der Theologischen Fakultät Luzern. Das Thema lautete: »Jesus im Lichte des damaligen Judentums« (jede Woche 2stündig). Am Ende seiner Luzerner Lehrtätigkeit erzählte er seinen bisherigen Lebensweg in ein Tonband hinein. Der Verfasser dieses Geburtstagsartikels fühlt sich aufgrund dieser akustischen Primärquelle und vieler Begegnungen und Beobachtungen befugt, einiges über Flusser zu erzählen und ihn fragmentarisch zu deuten.

Herkunft und Lebensweg

Kurz vor dem jüdischen Neujahr wurde David Flusser am 15. September 1917 in Wien geboren. Er ist kein Wiener, sondern eine Böhme, der in Wien geboren wurde! Seine Mutter kam nur zur Niederkunft nach Wien. Flusser weist selbst auf den berühmten Parallellfall hin: Jesus

war kein Bethlehemite, sondern ein Nazarener, der in Bethlehem geboren wurde!

Als Halbjähriger wurde David, dem man kaum Lebenschancen gegeben hatte, nach Böhmen zurückgebracht. Bis zum 6. Lebensjahr lebte er in der böhmischen Kleinstadt Rekonitz, in der seine Familie schon seit 1618 ansässig war. Der Name Flusser ist eine Berufsbezeichnung. Bei der Glasherstellung hatte die Familie das Privileg der Vorbereitung und Überwachung des (richtigen) Fliessens der heissen Glasmasse. Mütterlicherseits stammt Flusser von der Familie Hamburger ab, die schon im 17. Jahrhundert in Prag lebte. Bekannt sind der Frankisten-Gegner Mordechai Hamburger (17. Jh.) und David Hamburger, Arzt bei Ferdinand dem Gütigen und Urgrossvater unseres David. David Hamburger erhielt den Titel des kaiserlichen Hofarztes deshalb nicht, weil er sich trotz mehrmaligen Drängens nicht taufen liess. Nach seinem Tode berichtete der Kaplan, der erfolglos mit einer Tauf-Aufforderung zum Sterbenden geilt war, dem Kaiser: »David Hamburger hat im Wahn gelebt und ist im Wahn gestorben!« Dazu der Urenkel: »Stellen Sie sich vor, David Hamburger wäre damals Christ geworden! Würde dann sein Urenkel als Christ soviel vom Christentum verstehen, wie er jetzt als Jude vom Christentum versteht?«

Vom 6.–16. Lebensjahr lebte David in der böhmischen

Stadt Píbram. Sie zählte 12 000 Einwohner und hatte ein traditionell katholisches Gepräge. Das Zentrum der Stadt war ein heiliger Berg mit einer Wallfahrtskirche zu Ehren einer schwarzen Madonna aus dem 14. Jahrhundert. David besuchte dort die Volks- und Mittelschule. Er legt Wert auf die Feststellung, dass er in seiner Jugend in Böhmen nie etwas von Antisemitismus gespürt habe. Masaryk verhinderte damals den Antisemitismus. Aber auch früher gab es in Böhmen kaum antisemitische Elemente. Man warf dem Jungen auch nie vor, seine Vorfahren oder er hätten Jesus gekreuzigt. David Flusser besitzt also kein antisemitisches Trauma von seiner Jugend her.

Die jüdischen Gefährten und Zeitgenossen des jungen David Flusser lebten assimilatordisch. Sein Vater verdankte seinen Aufstieg als Ingenieur der Eisenbahn u. a. seiner den Christen angepassten Lebensweise. In Böhmen galt schon als fromm, wer am Freitagabend in die Synagoge ging. Der jüdische Religionsunterricht wurde seitens der Rabbiner lax und forderungsarm erteilt. Für David ergab sich aus all diesen Umständen das problemlose Akzeptieren eines Judentums, das mit dem Tschechentum vollkommen verbunden war. Er kannte die hebräischen und zionistischen Traditionen nur sehr vage. Dies änderte sich auch nicht, als die Familie 1933/34 nach Nordböhmen übersiedelte. Er bezog das dortige Realgymnasium und pflegte Latein und Griechisch als sein besonderes Hobby.

Im Jahre 1936/37 inskribierte er sich in Prag für klassische Philologie. Im 2. Universitätsjahr führten die nun auch in Prag deutlich spürbaren antisemitischen Massnahmen Hitlers zu einer vermehrten Beschäftigung Flussers mit seinem Judentum. Er teilte seine Wohnung mit einem Pastor der protestantischen »böhmischen Brüder«. Dieser Pastor hatte Verbindungen zu dem in der Schweiz lebenden religiösen Sozialisten Leonhard Ragaz. Das Schrifttum von Ragaz eröffnete für Flusser neue Zugänge zum Alten und Neuen Testament. Als der Druck der Nationalsozialisten gegen die Juden überstark wurde, fragte man Ragaz an, ob er Flusser helfen könne, ins Ausland zu gelangen. Ragaz musste ablehnen, weil er nicht einmal seinem eigenen Sohn helfen könne. Er hatte damals in der Schweiz Redeverbot.

Als Hitler in Prag einmarschierte, verliess Flusser Böhmen. Als er sich auf dem Schiff in Richtung Palästina befand, begann er nach dem jüdischen Gesetz zu leben. Die Eltern hatten ihn zuvor dauernd vor diesem Schritt gewarnt. Das Gesetz mache unfrei. Es existiert noch ein Brief aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, in dem David seinen Eltern – um ihnen nicht weh zu tun – versichert, er lebe noch nicht nach dem Gesetz.

In Jerusalem gab es zunächst grosse Schwierigkeiten. David Flusser war nie ein guter Zionist, sondern – wie er sich auszudrücken pflegt – immer ein schlechter. Ihn trug nie das Hochgefühl eines Nationalisten. Um so härter plagten ihn Hunger, Armut und die Lasten eines harten Studiums der Philologie und der jüdischen Geschichte. Von 1947–50 weilte Flusser nochmals in Böhmen. Er konnte sich aber mit seiner alten Heimat nicht mehr identifizieren. Seine Förderer wurden schliesslich die Jerusalemer Professoren Hans Lewy (vgl. FR XXIV/1972, S. 20–26) und Gerschom Scholem. Das Jahr 1955 wurde zu Flussers Glücksjahr. Er heiratete seine Frau Hannah, erhielt den Doktorgrad und begann mit Vorlesungen an der Hebräischen Universität Jerusalem. Im Jahre 1961, als der Freiburger Rundbrief zum ersten Male einen Artikel von Flusser veröffentlichte, machte die Redaktion die

einführende Bemerkung, die »Informations Catholiques Internationales« hätten Flusser vor kurzem »als einen der besten israelischen Kenner des Christentums, von grosser geistiger Weite« bezeichnet (XIII [Nr. 50/52], 11. 6. 1961¹, S. 66 f.). In den folgenden Jahrgängen des Rundbriefs tritt Flusser immer öfter als Mitarbeiter unserer Zeitschrift auf. Wir danken ihm an dieser Stelle sehr herzlich für seine vielen Anregungen. Er liess uns nie im Stich.

Persönlichkeit und vorläufige Bedeutung

David Flusser ist ein Mann, der in kein Schema hineinpasst. Alles ist bei ihm überquellend und überströmend: das Wissen, die Fabulierkunst, die Formulierung, die Erfahrung, die Phantasie, die Leidenschaft für den Humanismus, für die Geschichte, für die Literatur, für Jesus, für das Judentum, für die Zukunft der Welt, für Gerechtigkeit und Gründlichkeit. Es ist nicht leicht, seinen Gedankengängen zu folgen. Noch schwieriger ist es, seinen Tonfall und seine vielsinnigen Nebenbemerkungen richtig zu verstehen. Er ist ein nicht bequemer, nicht konformer und nicht zählbarer Gesprächspartner der christlichen Wissenschaftler und des Christentums. Die christlichen Forscher bringen es (trotzdem oder deswegen?) nicht fertig, David Flusser zu ignorieren. Er sagt von sich selbst: »Es gibt drei Wurzeln für die Beschäftigung mit dem Christentum. Die erste Wurzel ist mein jüdischer Glaube, der immer ungebrochen war, wenn er auch zuerst nur ein Nachplappern war. Dieser Glaube gibt mir die Kraft für die Beschäftigung mit dem Christentum. Als er bewusst durchbrach, war er zuerst ein barthianischer Trotz. Dieser Trotz richtete sich gegen das liberale Judentum ohne Inhalt. Später wurde mein Glaube ein humanistischer Glaube, ein theozentrischer Anthropozentrismus. Er wurde gestärkt, als ich die vielen Leiden der Juden unter Hitler in Böhmen und anderswo sah und erfuhr. Die zweite Wurzel ist die schon frühe Beziehung zum Christentum und die günstige Interpretation desselben im Kreise der böhmischen Brüder. Die katholische Stadt Píbram ermöglichte mir einen lebendigen Kontakt mit dem Katholizismus. Die dritte Wurzel ist mein wissenschaftliches Interesse. Wichtig ist nur, dass der Mensch schafft. Ich bin wahrscheinlich so von meiner Arbeit und dem Willen, dass mein Wirken durchkommt, eingenommen, dass ich keine Zeit für Hoffart oder Demut habe. In diesem Sinne bin ich auch eine Art »stupor mundi« geworden. Ich verzweifle immer mehr an jeder Art von Kommunikation ausser an der wissenschaftlichen. Aber dies ist meine neueste Entwicklung.«

Das wissenschaftliche Opus Flussers umfasst bis heute u. a. gut 60 grössere Abhandlungen, die in Zeitschriften, Festschriften und Sammelbänden hebräisch, deutsch, französisch, englisch oder spanisch erschienen. Viele wurden in mehrere Sprachen übersetzt. Die Hebräische Universität Jerusalem gab vor einiger Zeit eine (unverkäufliche) Sammlung wichtiger Flusser-Artikel heraus: »Judaism and Christianity, Collection of Articles.« Am bekanntesten wurde Flusser durch sein 1968 im Rowohlt-Verlag erschienenes Buch: »Jesus in Selbstzeugnis und Bilddokumenten.« Es wurde als wissenschaftlicher Bestseller in 6 Sprachen übersetzt.

David Flusser frisiert Jesus nicht jüdisch so zurecht, dass er zu einem nichtssagenden jüdischen Rabbi bzw. zu

¹ »Eichmann und der Gott der Christen«, in: »The Jerusalem Post« vom 21. 6. 1961, vom FR aus dem Englischen übersetzt, veröffentlicht in dem vom 11. 6. 1961 datierten Heft, an dem das auf Seite 3 dort wiedergegebene Gebet der deutschen katholischen Bischöfe anlässlich des Eichmann-Prozesses in den katholischen Kirchen Deutschlands gebetet wurde (Anm. d. Red. d. FR).

einem Durchschnittspharisäer würde. Er möbelt auch das Judentum nicht so auf, dass es christlich-salonfähig wird. In diesen wichtigen Fragen redet er weder uns Christen noch den Juden »nach dem Maul«. Beide Gruppen fühlen sich von ihm bisweilen auf die Zehen getreten.

Es gibt eine Frage, bei der sich Flusser über die Christen ärgert: Die Frage nach dem Gesetzesgehorsam Jesu. Er kann nicht begreifen, dass die Christen es für so wichtig halten, dass Jesus das jüdische Gesetz – »souverän«, wie die Christen sagen – gebrochen habe. Flusser zählt es zu den Sternstunden seines Lebens, dass er (zusammen mit Prof. Shmuel Safrai) herausgefunden hat, dass Jesus nach damaligem galiläischem Gesetzesverständnis das Gesetz nie gebrochen hat. Jene engmaschigen jüdischen Autoritäten, die ihm Gesetzesbruch vorwarfen, seien selbst im Unrecht gewesen. Flusser meint, dass der Gesetzesgehorsam Jesu gut ins christliche Konzept hineinpassen würde (vgl. Gal 4, 4 f.). Die Heidenchristen sollten doch darob nicht den Kopf und die Bibel verlieren, da sie ja nicht auf das Gesetz verpflichtet seien. Sie sollten sich aber ernstlich fragen, ob ihr Eifer gegen den Gesetzesgehorsam Jesu nicht ihren versteckten antijüdischen Tendenzen entspringe.

Flusser warnt immer wieder vor vorschnellen Entgeschichtlichungen und den damit verbundenen Überinterpretationen, Überexponierungen, Theologisierungen und Versteinerungen heiliger Texte. Ihm ist wichtig, dass die Offenbarung mit der Geschichte des Volkes Gottes

verknüpft ist, nicht mit einer Ideologie. Auch der oft vergötzte moderne Motivationshorizont hat sich dieser Geschichte zu beugen. Der Geschichte des Volkes Gottes und speziell Jesu beharrlich nachzusteigen, hält er für die wichtigste christlich-theologische Aufgabe.

Anlässlich des 25jährigen Jubiläums des Freiburger Rundbriefes schrieb Professor Flusser u. a.: »Wir Juden in Israel finden im Freiburger Rundbrief unsere jüdische Hoffnung für eine bessere Zukunft bestätigt. Wir fühlen uns im Rundbrief zu Hause... Im Rundbrief herrscht nicht ein sentimentaler Philosemitismus, sondern eine echte christliche Liebe zum Judentum, aus einem stolzen, selbstsicheren christlichen Standpunkt. Gerade solche Haltung lieben wir hier in Israel, wo wir auch daran gewöhnt sind, unseren Glauben selbstverständlich zu leben. So wollen wir in Israel dem Freiburger Rundbrief eine fruchtbare Zukunft wünschen« (XXV/1973, S. 8). Es ist leicht, diese Worte für einen christlichen Ausgangspunkt umzuprägen und dann Professor Flusser zu gratulieren: Viele Christen auf der ganzen Welt freuen sich, dass es den Professor Flusser gibt. Sie fühlen sich von ihm angesprochen. Sie schöpfen daraus Hoffnung für eine bessere jüdische und christliche Zukunft. Er ist kein sentimentaler Christenfreund, sondern besitzt eine echte jüdische Liebe zum Christentum, die aus einem stolzen, selbstsicheren jüdischen Standpunkt erwächst. Solche Haltung schätzen wir.

Wir wünschen ihm und seiner Familie eine fruchtbare Zukunft: ad multos annos!

5 Was ist der Mensch?

Predigt, gehalten in der Synagoge in Düsseldorf am 6.3.1976*/**

Von Dr. Jehoshua Amir, Professor für hellenistisches Judentum und moderne jüdische Philosophie an der Universität Tel Aviv

Von allen menschlichen Wissenschaften ist die Wissenschaft vom Menschen die des Menschen würdigste. So schrieb der französische Philosoph Malebranche vor 300 Jahren. Aber nicht wissenschaftliches Bestreben führt uns hier zusammen. Man mag darüber nachdenken, ob Wissenschaft »wertfrei« sein kann und soll, wie es gefordert worden ist, aber gewiss ist es, dass Wissenschaft sich Werte nicht selbst setzen kann. Und um den Wert des Menschen und seines Lebens geht es uns, wenn wir uns hier anschicken, gemeinsam zu bedenken, was der Mensch sei.

Das Setzen von Werten ist eine Entscheidung, die der Mensch auf eigene Verantwortung trifft. Verantwortlich entscheiden aber kann der Mensch nur, wenn er alle Kräfte seiner Persönlichkeit zu einer Einheit zusammengerafft hat. Indem er so aber sich rüstet, wird er gewahr, dass er nicht aus eigener Willkür heraus einen Wert sich setzt, sondern dass er ihn findet, dass er einen seienden Wert findet, den nicht er gemacht hat. Denn »verantworten« – so hat Buber uns gelehrt – bedeutet: antworten auf den Anruf dessen, vor dem wir, vor dem unser Sein steht. Im Antworten auf diesen Anruf wird uns die Einigkeit der Person zuteil, aus der heraus wir entscheiden dürfen. Das

ist es, was wir heute morgen hier in dieser Synagoge gebetet haben: »Eine Du unser Herz, zu lieben und zu ehrfürchten Deinen Namen«, womit wir uns auf das Bekenntnis des »Höre Israel, der Herr ist einzig« vorbereitet haben: die Einheit des Herzens als irdischer Widerpart der Einheit Gottes. Darum mag eine Synagoge die rechte Stätte sein, zu der wir unsere Frage herbringen.

In einer Synagoge haben wir keine Cherubim, keine Bundestafeln und keinen Altar, wie einst in unserem Tempel. Was eine Synagoge zu einer heiligen Stätte macht, ist einzig das, dass wir hier Torarollen bewahren, dass wir hierherkommen, um Zwiesprache zu halten mit den alten heiligen Worten, die uns den göttlichen Anruf zutragen von Geschlecht zu Geschlecht. Sie haben ihre innere Kraft dadurch bewiesen, dass bisher noch jede Generation sie als ein neues Wort gelesen hat, dass sie sich, nach dem Deutungswort unserer Weisen, bewährt haben als »neue alle Tage«. Sehen wir also zu, ob auch uns ein Gleiches geschieht!

Was uns die hebräische Bibel vom Menschen zu sagen hat, brauchen wir nicht lange zu suchen. Ihr erstes Blatt erzählt von der Schöpfung des Menschen und sagt uns das Entscheidende. Um es aber aufzufassen, haben wir es in seinem Zusammenhang, im Rahmen des Schöpfungsganzen, zu betrachten.

* Anlässlich der in der Bundesrepublik Deutschland veranstalteten »Woche der Brüderlichkeit«.

** Vom Autor durchgesehenes Manuskript.